

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Artikel: Gedichte von Elisabeth Luz
Autor: Luz, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

überhaupt und der Methode und Zwanglosigkeit aufs glücklichste vermählenden Orientierung von Otto Waser im besondern brauchen sich übrigens nicht notwendig alle die Argumente zu verbinden, mit welchen unser Verfasser sein Thema heraus- und in den Vordergrund stellt. Soweit sie von der quantitativen zur qualitativen Bedeutung übergehen, auf Rangbewertung dieser Schwesterkünste im Verhältnis zu den Leistungen anderer Zeiten und Völker abstellen, möchte ich sie nicht unterschreiben. „Wer Freund ist von gewissen bestimmten Formeln, wird an der These festhalten können, daß die Griechen in der Plastik zwar unerreicht oder jedenfalls kaum je übertroffen dastehen, daß aber andererseits den großen Malern der Renaissance und der neuern Zeit mit ihrer Vielseitigkeit, mit der reichen Ausgestaltung der Probleme vor ihren altgriechischen Kollegen die Palme wird zuerkannt werden müssen.“ Die Note „unerreicht“, die hier der griechischen Plastik zuteil wird, dürfte ihm so ziemlich jeder nachschreiben, der das Erleben dauernder tiefer Versenkung in die Schöpfung der Hellenen mit den bedeutungsvollsten Eindrücken von späteren Werken vergleicht und auf der leisen Einschränkung dieser Klassifizierung weiter nicht bestehen. Nun aber die Malerei. Den geneigten Lesern sei es überlassen, mit dem Verfasser darüber zu rechten, ob ein Produkt des Kunstgewerbes, des Kunsthandwerks, wenn es ein Meisterwerk ist, nicht ebensoviel bedeute, um das minderwertig sei, daß es nicht der freien „hohen“ Kunst angehöre, ferner, ob Mosaiken und Wandgemälde zur „freien hohen“ Kunst oder zum Kunsthandwerk gehören und an dessen tieferem Rang teilhaben. Item: von den großen Originalen haben wir kein einziges, und so bleibt es gewiß wahr, daß wir die Höhe der hellenischen Malerei „mehr nur ahnen können“. Welche Herrlichkeiten aber dieser Abglanz aus römisch-griechischen Zeiten ahnen läßt! Wenn die Farnesinabilder im Thermenmuseum zu Rom, wenn die Wandgemälde auf dem Palatin ein später Abglanz sind, ein Abglanz die aldobrandinische Hochzeit im Vatikan, deren ergreifender Zartheit in Gruppierung und Farben ich kaum ein Bild von feinerem Adel an die Seite zu stellen wüßte, Abglanz das Alexander-schlachtmosaik, dem ich die Rivalen in der Komposition bei Raffael und Lionardo, bei Rembrandt und Velasquez suchen muß — ein Schlachtbild seinesgleichen aber kenne ich überhaupt nicht, Velasquez herrliche Uebergabe von Breda, Holbeins uralte Landknechtsschlacht und die Konstantinsschlacht unbegriffen. Oder man greife aus den pompejanischen Gemälden ein Beispiel heraus wie etwa die erste Wiederbegegnung auf Jthaka: man schaue die prächtige Spannung in Ausdruck und Haltung des königlichen Bettlers, darin das ganze Wunder dieses Augenblicks leuchtet; die unvergeßliche Penelope in der sinnenden Betrachtung dieses Mannes schließt sich unmittelbar an die beste Tradition der Reliefbilder auf griechischen Sarkophagen. Die Sprache dieser indirekten Zeugen redet wahrlich laut für das Recht der griechischen Malerei, ebenbürtig neben der Plastik zu stehen.

Von der Architektur darf das Gleiche behauptet werden. Auch für sie darf Protest dagegen eingelegt werden, daß sie weniger einzigartig als die Plastik die spätere Kunstgeschichte übertrahle. Die glühende Andacht, mit der wir die Kathedrale von Chartres oder die von Rouen, von Paris, von Amiens oder die Sainte Chapelle uns beseelen lassen, die lichten Stunden, in denen wir diese Erinnerung durchs Leben tragen, der religiöse Gehalt wie die rein äußerlich genommene Schönheit der Form und des Temperaments — sie sind und bleiben Sache einer Stimmung und geistigen Richtung, einer psychologisch scharf ausgeprägten Voraussetzung. So eng psychologisch bedingt ist der Tempel der toten Griechengötter nicht. Er scheint organisch erwachsen aus der Natur seiner Muttererde. Auf die geometrisch-dynamische Analyse seines harmonischen Lebens einzugehen, ist hier nicht Muße. So einfach natürlich redet es zu uns, wie ein Axiom mutet er uns an. Er ist der Tempel an sich, zeitlos, ewig — wo das Standbild des Gottes wohnt.

Wir müssen ein anderes Gebiet betreten, um einen Ewigkeitsgehalt zu finden, der den Harmonien der hellenischen Baumeister, Bildhauer und Maler entspricht. Das achtzehnte Jahrhundert hat uns in unsern musikalischen Klassikern Gold jener Währung geschenkt. Wir finden es weiter zurück in kirchlichen Weisen. Und wer wird die goldene Tiefe ergründen, die Quelle rückwärts heimfinden und wohin?

Ich denke einer Nacht auf Sizilien. Ich wachte der Dämmerung entgegen, um zeitig bereit zu sein, den Aufstieg der Sonne von der inselbeherrschenden Bergstadt der Demeter, Erna, zu schauen. Da Klang der Wechselgesang der Berglandhirten von den Höhen und Hängen herauf. Es ist wohl meine seltsamste Sensation gewesen. Wie aus einer anderen Welt fremdartig und doch weich, ergreifend, warm, merkwürdig reinlich erschlossen sie in meinem Innern ein Echo, weniger tagklarem Bewußtsein als in Gefühlstiefen, die vielleicht sonst als Unterbewußtsein bezeichnet werden können. Nach keinem ästhetischen Erlebnis bannt mich Sehnsucht wie nach diesem wunderbaren Hirtengefang vor Sonnenaufgang. Uralt sollen diese Hirtengefänge sein. Ob wohl die Töne so alt sind wie die antike Form dieser Wechselrede, alt wohl schon, als Theokrit sie zur Kunst erhob. Ich weiß andere, zu denen die uralten Melodien von den syrakusanischen Höhen gesprochen, andern hat eine Hirtenflöte im Gelände von Girgenti solch seltsame Ahnungen in Ohr und Herz geschmeichelt. Ob diese mit den Ahnungen vor den sichtbaren Zeugen der Griechenwelt in unserem Geist und Gefühl verbunden werden dürfen, möchte bei dem Mangel an Anhaltspunkten selbst den Kundigen dunkle Fragen stellen; aber da vom Ahnen der Antike die Rede war, mag es verzeihlich erscheinen, auch diesen von unserem Gegenstand weiter abliegenden Eindruck heranzuziehen, können wir doch mit nicht genug Liebe die Lichter und Lichtlein zu jener unzulänglichen Offenbarung versammeln, die bis zur Stunde der ein Leben des Geistes führenden Menschen erstes oder zweites Heimweh geblieben ist: zur Ahnung der Antike. (Schluß folgt).

Gedichte von Elisabeth Luz.

Schatten

Auf den Wassern schwimmt ein dunkler Schein;
Trauernd starrt der Römerturm darein.
Drüber hängt vom Himmel — grau wie er —

Eine Wolke, tief und tränenschwer,
Und im Hafen hält ein schwarzes Boot —
Weh, was ruffst du, meine alte Not?

Lichtverlangen

Die schwarzen Tannenspitzen tauchen
Tief in die klare Himmelsflut;
Wie trüb die niedern Gassen rauchen,
Darin ihr Fuß gewurzelt ruht.

So träumt' ich auch, mein Haupt zu heben
Im Frühlicht und im Sternenschein —
Zu tief doch liegt mein armes Leben
In Bam und Staub, in Drang und Pein.

Spätschimmer nur huscht rötlich nieder,
Spielt zitternd mir um Stirn und Haar —
O brächt' er meiner Seele wieder,
Was ihre Kraft und Sehnsucht war!